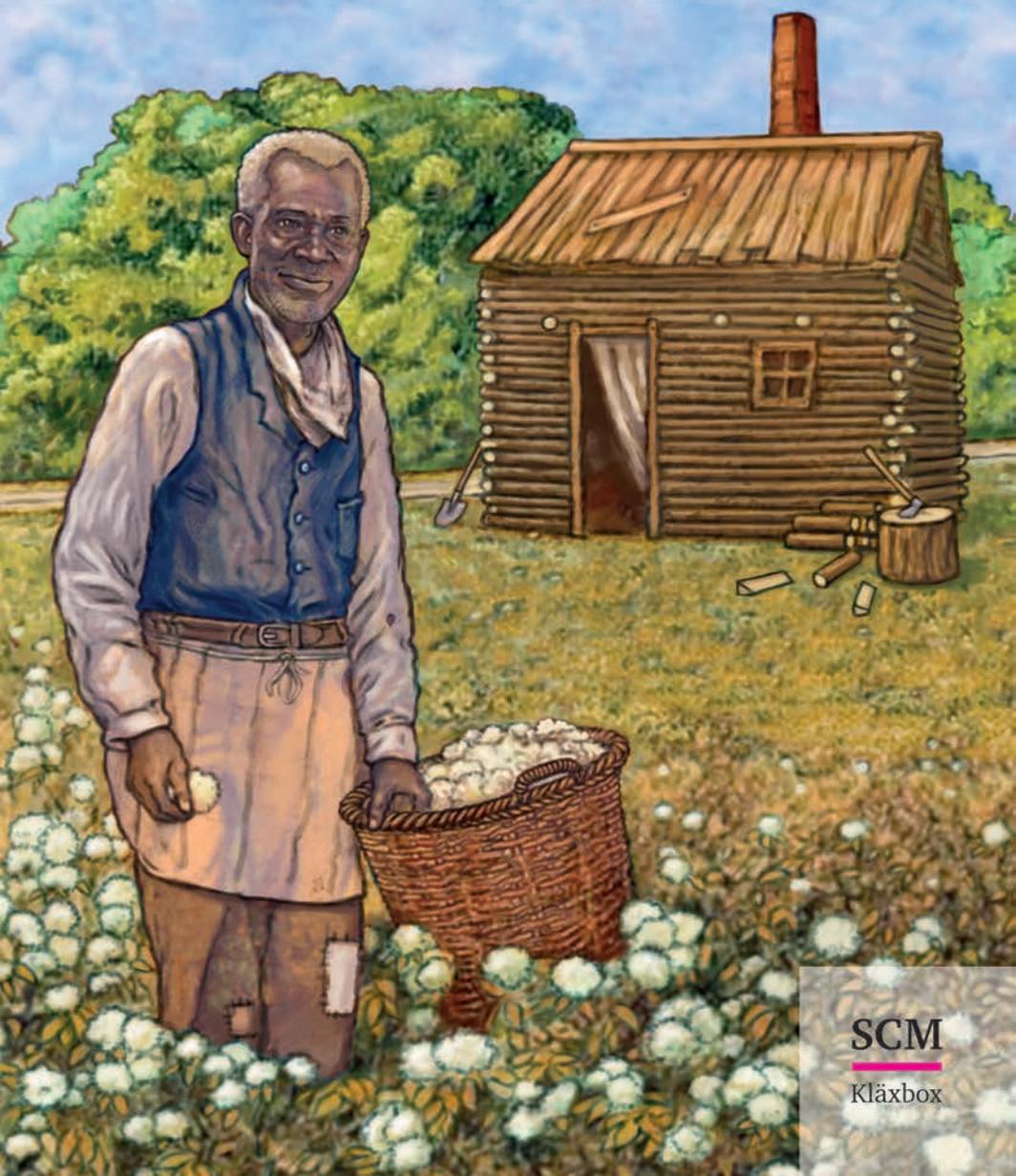


Harriet Beecher-Stowe | Christoph Clasen (Illustr.)

Onkel Toms Hütte



SCM

Klähbox

Harriet Beecher-Stowe | Christoph Clasen (Illustr.)

Onkel Toms Hütte

Ein historischer Roman

SCM

Kläxbox

SCM

Stiftung Christliche Medien

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2014 SCM Kläxbox im SCM-Verlag GmbH & Co. KG
Bodenborn 43 · 58452 Witten
Internet: www.scm Medien.de | E-Mail: info@scm-klaebox.de

Gekürzte und überarbeitete Version des Originaltitels
Uncle Tom's Cabin
von 1852

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben,
folgender Ausgabe entnommen:
Elberfelder Bibel 2006, © 2006 by SCM R.Brockhaus
im SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.



Umschlaggestaltung: Katrin Schäder, Velbert
Illustration: Christoph Clasen, Hamburg
Satz: Christoph Möller, Hattingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-417-28636-6
Bestell-Nr. 228.636

Inhalt:

1 Unangenehmer Besuch	5
2 Herr und Diener	9
3 Der Drang zur Freiheit	11
4 Ein Abend in Onkel Toms Hütte	14
5 Flucht in der Nacht	19
6 Sabotage	23
7 Verfolgungsjagd mit Hindernissen	28
8 Finstere Gestalten	37
9 Gesetz ist Gesetz	41
10 Abschied	47
11 Ein seltsamer Fremder	53
12 Die Überfahrt	61
13 Gute Nachrichten	68
14 Die Versteigerung	71
15 Eigentümliche Sitten	76
16 Ein neues Zuhause für Tom	82
17 Eine Frau ohne Herz	86
18 Menschenjagd	95
19 Auf der Suche nach Gott	105
20 Der Brief	111
21 Henrique	113
22 Versprochen ist versprochen	119
23 Vorboten	123
24 Ein Engel kehrt heim	126
25 Gebet für den Herrn	132
26 Zeit zur Umkehr	136
27 Folgeschwere Nachlässigkeit	142
28 In der Hand eines neuen Herrn	146
29 Fahrt ins Unglück	151

30 Die Plantage	155
31 Unterwerfung der Seele	159
32 Tiefer Fall	165
33 Düstere Erinnerungen	170
34 Die Grenze des Erträglichen	175
35 Der Freiheit so nah	178
36 Gibt es einen Ausweg?	182
37 Geisterstunde	187
38 Nur ein einziger Versuch	191
39 Trauriges Wiedersehen	197
40 Epilog	204

1 Unangenehmer Besuch

An einem kalten Abend im Februar saßen zwei Männer beisammen und tranken Wein. Außer ihnen war sonst niemand im Raum. Es sah ganz danach aus, als hätten sie eine wichtige Angelegenheit zu besprechen.

Der eine der beiden Männer war klein und untersetzt. Seine groben Gesichtszüge, sein derbes Auftreten und seine geschmacklose Kleidung ließen darauf schließen, dass er einen rücksichtslosen und selbstsüchtigen Charakter besaß. Die reichlich mit Ringen geschmückten Hände spielten mit einer schweren goldenen Uhrkette, die über seinem kugelrunden Bauch hing. Sein Name war Haley und sein Beruf Sklavenhändler.

Ihm gegenüber saß der Farmer Shelby, der wie ein richtiger Gentleman aussah. Seine Art zu sprechen verriet, dass er ein gebildeter Mann war, und an der Einrichtung des Hauses war zu erkennen, dass er im Wohlstand lebte. Die Arbeiter auf seiner Farm kannten ihn als einen Herrn, der darauf bedacht war, ihnen ein erträgliches Los zu bereiten. Allerdings hatten ihn Missernten und Spekulationen in große Schulden gestürzt. Unglücklicherweise war ausgerechnet Mr Haley im Besitz seiner Schuldscheine, die mittlerweile einen äußerst hohen Wert hatten. Deshalb nun besuchte Mr Haley Mr Shelby auf seiner Farm: um endlich sein Geld einzutreiben.

»Damit sollten wir eigentlich quitt sein«, meinte Mr Shelby.

»Vergessen Sie es. Das Geschäft muss sich für mich ja auch irgendwie lohnen«, gab Haley zurück.

»Aber hören Sie«, rief Shelby eindringlich, »Tom ist wirklich ein außergewöhnlicher Bursche. Er ist die ganze Summe auf jeden Fall wert. Er ist ruhig, ehrlich und klug. Die Verwaltung meines ganzen Gutes konnte ich ihm überlassen. Vor vier Jahren ist er während einer Feldpredigt auch gläubig geworden. Seither habe ich ihm alles

anvertraut, was ich besitze, ob Geld, das Haus oder die Pferde. Er war immer absolut zuverlässig.«

Der Händler schenkte sich noch ein Glas Branntwein ein und schien darüber nachzudenken.

»Nun, Mr Haley, wie werden wir uns bei diesem Geschäft einig?«, fragte Mr Shelby nach einer Pause etwas ungeduldig.

»Haben Sie denn keinen Jungen oder ein Mädchen, das Sie mir zusammen mit Tom abgeben könnten?«, wollte Haley wissen.

Mr Shelby wollte gerade eine Antwort geben, da öffnete sich die Tür, und ein etwa fünfjähriger schwarzer Junge kam ins Zimmer. Dunkle Locken umrahmten sein Gesicht und seine großen dunklen Augen blickten neugierig im Zimmer umher.

»Hallo, Harry«, rief Mr Shelby und warf ihm eine Weintraube zu. »Komm doch mal her!« Shelby fuhr ihm zärtlich über den Lockenkopf. »Sing diesem Herrn etwas vor!«

Harry setzte mit heller Kinderstimme ein Lied an und begleitete seinen Gesang mit einem fröhlichen Tanz.

»Jetzt geh doch mal wie der alte Onkel Sam, wenn er Rückenschmerzen hat, Harry«, befahl sein Herr.

Die geschmeidigen Glieder des Kindes verzerrten sich jetzt spielerisch. Harry krümmte seinen Rücken und schwankte, den Gehstock seines Herrn in der Hand haltend, mit verzogenem Gesicht im Zimmer umher. Beide Männer lachten aus vollem Halse.

»Großartig«, rief Haley, »das ist ja ein Prachtkerl!« Er schlug Mr Shelby auf die Schulter. »Ich will Ihnen etwas sagen: Den Jungen als Beigabe zu Tom und die Sache ist in Ordnung. Das ist doch ein ehrliches Geschäft, nicht wahr?«

In diesem Augenblick trat eine junge Sklavin ins Zimmer. »Ich suche meinen Harry, Master.«

»Nimm ihn nur mit, Elisa«, sagte Shelby. Die junge Mutter nahm ihr Kind auf den Arm und verließ das Zimmer.

Haley schaute ihr nach, dann sagte er zu Shelby: »Mit dieser Elisa

könnten Sie in Orleans Ihr Glück machen. Ich habe schon mehr als tausend Dollar für Sklavinnen bezahlt, die nicht die Spur hübscher waren.«

»Nein, Mr Haley, ich verkaufe sie nicht. Meine Frau würde sie nie hergeben, nicht für ihr Gewicht in Gold.«

»Ja, ja, so reden Weiber immer, weil sie eben nicht rechnen können. Zeigen Sie ihnen nur, wie viele Uhren, Federn und Juwelen man mit dem Wert eines Menschen kaufen kann, dann sieht die Sache schon ganz anders aus, das verspreche ich Ihnen.«

»Ausgeschlossen, Haley, das kommt überhaupt nicht infrage. Ich habe es schon einmal abgelehnt und stehe zu meinem Wort«, erwiderte Shelby entschieden.

»Na schön, aber den Jungen könnten Sie mir ruhig überlassen. Ich bin Ihnen schon weit genug entgegengekommen.«

»Wie genau stellen Sie sich das denn vor? Ich meine, Sie können Elisa doch nicht so ohne Weiteres das Kind wegnehmen«, gab Shelby zu bedenken.

»Glauben Sie mir, ich weiß, wie man mit diesen Leuten umzugehen hat. Wenn man es richtig anfängt, halten sie das schon aus. Natürlich kann man den Frauen ihre Kinder nicht einfach aus den Armen reißen. Das gibt bloß Geschrei, Gejammer und jede Menge Ärger. Meist kann man die Mütter nicht mal mehr verkaufen, so verrückt werden sie danach. Deshalb muss man das Ganze menschlich angehen, so ist meine Erfahrung.«

Der Händler lehnte sich zurück und schlug die Arme über der Brust zusammen. Er schien sich für sehr großmütig zu halten.

»Für gewöhnlich lobt man sich ja nicht selbst, aber es ist nun mal die Wahrheit. Ich stehe in dem Ruf, die besten Herden Neger auf den Markt zu bringen, immer in gutem Zustand, und es gehen mir kaum welche zugrunde. Das kann bloß an meiner menschlichen Behandlung liegen. Immerhin benutze ich auch nur die Peitsche, wenn es gar nicht anders geht.«

Mr Shelby wusste nicht, was er sagen sollte, und warf daher bloß ein »Aha?« ein.

»Und sehen Sie, wenn ich die Kinder verkaufe, dann schicke ich ihre Mütter einfach weg – aus den Augen, aus dem Sinn, wissen Sie ja –, die Nigger vertragen so was auch viel leichter.«

Bevor Mr Haley weiter von seiner Menschlichkeit berichten konnte, meldete sich Mr Shelby wieder zu Wort: »Also gut, das mit dem Jungen will ich mir überlegen. Heute Abend zwischen sechs und sieben können Sie sich die Antwort holen.«

»Wie gern hätte ich diesen unverschämten Kerl die Treppe hinuntergeworfen«, sagte Mr Shelby zu sich, als die Tür ordentlich zu war. Aber er wusste zu genau, dass der Händler ihn in der Hand hatte. Warum musste er sich auch in solche Schulden stürzen? Nun gab es keinen anderen Ausweg mehr.

2 Herr und Diener

Elisa hatte genug von dem Gespräch mitbekommen, um zu wissen, dass ein Händler an den Sklaven ihres Herrn interessiert war. Außerdem sprachen die beiden Männer auch über ihren Sohn. Sie hätte gern an der Tür weitergelauscht, doch dann hörte sie, dass ihre Herrin sie rief.

»Was ist denn los mit dir?«, fragte Mrs Shelby, die sofort merkte, dass Elisa bedrückt war.

»Ach, Missis!«, fing sie an und brach sofort in Tränen aus.

»Aber Kindchen, was hast du denn nur?« Mrs Shelby war besorgt.

»Ach, Missis, Missis!«, sagte Elisa. »Da ist ein Händler beim Herrn im Speisezimmer! Ich habe gehört, was sie gesprochen haben. Ich glaube, der Herr will meinen Harry verkaufen.« Sie schluchzte.

»Ihn verkaufen? Wie kannst du so etwas nur glauben? Der Herr würde niemals mit diesen Männern aus dem Süden Geschäfte machen. Und er würde erst recht niemanden von seinen eigenen Leuten verkaufen. Nun komm schon, beruhige dich!«

»Wirklich, Missis? Sie würden niemals Ihre Einwilligung geben, dass ...«

»Unsinn, Kleines! Nun hör schon auf. Genauso wenig würde ich meine eigenen Kinder verkaufen. Mach dir keine Sorgen«, versuchte Mrs Shelby ihre Dienerin zu trösten und legte ihr die Hand auf die Schulter. Erleichtert atmete Elisa auf.

Ein solch freundschaftliches Verhältnis zwischen einer Sklavin und ihrer Herrin war nicht gerade selbstverständlich. Doch Mrs Shelby war eine herzengute Frau und dazu noch tiefgläubig. Sie legte viel Wert darauf, ihr Leben nach christlichen Grundsätzen zu führen. Im

Umgang mit den Sklaven legte sie eine Sanftheit an den Tag, die ihresgleichen suchte. Darüber hinaus war Mrs Shelby sehr bemüht, ihren Dienern den christlichen Glauben zu vermitteln, und sorgte daher eifrig für ihre religiöse Erziehung.

Mr Shelby hingegen war weniger erfüllt von Gedanken an die Religion. Dennoch hatte er einen gütigen Charakter und einen tiefen Respekt vor der Frömmigkeit seiner Frau. Ihr Glaube würde für sie beide reichen und vielleicht auch seinen Platz im Himmel sichern, dachte er.

Die Unterhaltung mit Mr Haley lastete schwer auf seinem Gemüt. Der Handel war ihm wirklich nicht leichtgefallen, vor allem, weil er wusste, wie seine Frau auf diese Neuigkeit reagieren würde. Mrs Shelby hatte nicht die geringste Vorstellung davon, wie schlecht es um die Finanzen ihres Mannes bestellt war. Mr Shelby war es nie in den Sinn gekommen, seine Gattin darüber zu informieren. Einerseits wollte er sie damit nicht unnötig belasten, andererseits konnte er schlicht und ergreifend nicht gut wirtschaften. Doch nun war es Zeit für die unangenehme Wahrheit ...



3 Der Drang zur Freiheit

Noch wählte sich Elisa in Sicherheit, denn sie vertraute ihrer Herrin. Schon als Kind war sie in das Haus von Mrs Shelby gekommen und wurde von ihr mit großer Liebe und Sorgfalt erzogen. Zur Frau herangewachsen, heiratete Elisa dann George Harris, einen stattlichen und begabten Sklaven von einer benachbarten Farm.

George war von seinem Herrn als Arbeiter an eine Fabrik vermietet worden, wo er sich durch seine Geschicklichkeit und Erfindungsgabe unentbehrlich machte. Doch sein Fleiß und seine Mühe konnten ihn nicht vor der Willkür seines engstirnigen und brutalen Herrn schützen. Als George ihn einmal selbst durch die Fabrik führte, sprach er in seiner Begeisterung mit einem solchen Selbstbewusstsein, dass sein Herr sich plötzlich unterlegen fühlte. Er konnte es nicht ertragen, dass sein Sklave sich so selbstsicher aufführte. Um ihn zu erniedrigen, schickte er George wieder nach Hause, um ihn dort hacken und graben zu lassen. Dann würde er die Nase schon nicht mehr so hoch tragen, dachte er bei sich. »Wir leben in einem freien Land«, sagte der Sklavhalter, »der Mann gehört mir, und ich mache mit ihm, was ich will.«

Eines Tages fand George die Zeit, um seine Frau Elisa zu besuchen. Sie war deswegen überglücklich.

»Wie schön, dass du gerade heute gekommen bist. Die Herrin ist weggefahren und so haben wir viel Zeit für uns.«

Sie gingen in Elisass kleines Zimmer, das neben der Veranda lag.

»Warum bist du denn so ernst, George?«, fragte Elisa. »Freust du dich denn nicht? Schau nur, wie groß unser Harry geworden ist.«

»Ich wollte, er wäre nicht geboren«, erwiderte George bitter. Erschrocken schaute Elisa ihren Mann an.

»Ich habe meine Arbeit in der Fabrik immer gut erledigt. Und jetzt soll ich auf dem Feld Arbeiten verrichten, die ebenso gut ein Pferd machen könnten! Wer gibt ihm bloß das Recht dazu?«

»Ich bitte dich, George, sei vorsichtig! Ich verstehe ja deinen Zorn, aber du musst an uns denken, an Harry und mich.«

»Ach, lange genug war ich vorsichtig und geduldig. Aber es wird jeden Tag schlimmer. Er nutzt jede Gelegenheit, um mich zu quälen und zu beleidigen. Gestern erst war ich dabei, Steine auf einen Wagen zu laden. Da stellte sich sein Sohn neben den Gaul und knallte so laut mit der Peitsche, dass das Tier scheute. Ich bat ihn aufzuhören, doch da knallte er erst recht weiter. Ich bat ihn noch mal so höflich wie möglich – da schlug er mit seiner Peitsche auf mich ein! Als ich ihm die Hand festhielt, schrie er nach seinem Vater und log ihm vor, ich hätte ihm was getan. Der brüllte wütend, er werde mir schon zeigen, wer der Herr sei. Er fesselte mich an einen Baum, besorgte seinem Sohn lange Ruten und sagte zu ihm, er solle so lange auf mich einschlagen, bis er müde sei. Genau das hat er dann auch getan. Ich möchte wissen, wer ihm das Recht dazu gibt? Aber ich werde es ihm schon heimzahlen, ganz sicher, irgendwann ...«

»Aber George, bitte sag so etwas nicht!«

»Nein, ich ertrage das nicht länger!«, erwiderte er entschlossen und ballte die Faust. So zornig hatte ihn Elisa noch nie erlebt. Sie zitterte und schwieg.

»Der Master wird schon sehen, dass mich das Auspeitschen nicht zahm macht. Meine Zeit wird kommen!«

»Was hast du vor? Bitte, George, tue nichts, was unrecht ist. So vertraue doch Gott, er wird dich erlösen.«

»Ich bin kein Christ wie du, Elisa. Mein Herz ist voller Hass. Ich kann Gott nicht vertrauen. Warum lässt er all das überhaupt zu?«

»Ach George, wir müssen glauben und unsere Hoffnung in ihn setzen! Meine Herrin sagt, wenn alles mit uns schlechtgeht, so müssen wir glauben, dass Gott es zum Allerbesten lenkt.«

»Das sagt sich leicht, wenn man auf dem Sofa sitzt und in einer Kutsche fährt. Aber mit meinem Leben kann man das nicht vergleichen. Meine Grenzen sind erreicht. Außerdem ist das längst noch

nicht alles. Wenn du alles wüsstest, würdest du deinen Glauben an die Weißen schnell aufgeben.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nun, mein Master hat auch gemeint, du und die Shelbys wären schuld daran, dass ich hochnäsiger geworden sei. ›Ich werde dir nicht mehr erlauben, zu den Shelbys zu gehen‹, hat er gesagt, ›nimm dir eine andere Frau, eine von meinem Hof, und bleib da!‹ Sonst würde er mich in den Süden verkaufen, hat er gedroht!«

»Aber du bist mir doch durch den Pfarrer angetraut!« Elisa konnte es nicht fassen.

»Weißt du denn nicht, dass Sklaven nicht heiraten können? Dazu gibt es hierzulande kein Gesetz. Es steht meinem Herrn völlig frei, uns voneinander zu trennen. Deshalb wünsche ich, ich wäre nie geboren. Für uns und für dieses arme Kind wäre es besser, nicht geboren zu sein. Ihm steht all das auch noch bevor!«

»Aber mein Master ist doch so gut!«

»Darauf kannst du nicht vertrauen! Glaub mir, alle guten Eigenschaften, die unser Harry besitzt, machen ihn nur wertvoller. Und das wird ihm bald noch zum Verhängnis ...«

Georges Worte trafen Elisa wie ein Schlag. Wie von ferne hörte sie ihn weitersprechen:

»Du musst jetzt standhaft sein, Elisa – ich gehe fort.«

»Fort? Wohin willst du, George?«

»Ich gehe nach Kanada, und wenn ich dort bin, dann kaufe ich dich und den Jungen los. Das ist unsere einzige Hoffnung.«

»Ach George, bitte vertrau Gott und tu nichts Schlechtes.«

»Leb wohl«, sagte George und ergriff Elisas Hände. Stumm standen sie da.

Ein paar letzte Worte, Schluchzen und bitteres Weinen – so einen Abschied nehmen diejenigen, deren Hoffnung, sich wiederzusehen, an einem bloßen Faden hängt.